

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen

Die Erde ist des HERRN und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen. Denn er hat ihn über den Meeren gegründet und über den Wassern bereitet.

Wer darf auf des HERRN Berg gehen, und wer darf stehen an seiner heiligen Stätte? Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer nicht bedacht ist auf Lüge und nicht schwört zum Trug: der wird den Segen vom HERRN empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heils. Das ist das Geschlecht, das nach ihm fragt, das da sucht dein Antlitz, Gott Jakobs.

Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR, stark und mächtig, der HERR, mächtig im Streit. Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! Wer ist der König der Ehre? Es ist der HERR Zebaoth; er ist der König der Ehre.

Liebe Gemeinde,

da ist uns heute als Predigttext ein Lied voller Bilder geschenkt. Und so lade ich Sie ein in eine Ausstellung. Ich hoffe, Sie sind ein bisschen neugierig?

Betreten wir also den ersten Saal. Mächtig und zentral erwartet uns da ein Triumphbild: Ein König, der siegreich in die Heimat zurückgekehrt. Die Straßen sind gesäumt von jubelnden Menschen, die Häuser geschmückt, die Türme der Stadt tragen Fahnen, die Tore sind weit geöffnet. Alle Augen dem König der Ehre zugewandt, begeistert jubeln ihm die Menschen zu, und er nimmt, im Festgewand, hoch zu Ross, die Huldigungen seiner Untertanen entgegen.

So wenigstens sieht das Bild beim ersten Hinsehen aus. Aber je länger wir verweilen, desto mehr fallen Einzelheiten auf, die nicht stimmen. Sehen Sie es auch? Das Ross ist gar keins. Nicht auf einem Pferd, sondern auf einem Esel sitzt der, dem zugejubelt wird. Und die an seiner Seite einziehen, das scheinen keine Soldaten zu sein. Jedenfalls tragen sie keine Uniform, und ihre Gesichter sind geprägt von Spuren, die nur gleißendes Sonnenlicht über Jahre einbrennen kann. Als ob die Begleiter des Reiters auf dem Meer gelebt hätten, oder auf einem See...

Ich wende mich dem Bild auf der Seitenwand zu. Ist das vielleicht irrtümlich hier angebracht? Da ist kaum ein Bezug zu erkennen. Es ist ein ganz stilles Bild. Eine Szene des Nachts in einem Stall oder einer Höhle. Im kargen Licht eine einzelne Kerze ist das nicht gut zu erkennen, aber schließlich entdecken die Augen einen Mann, eine Frau. Und möglicherweise liegt da ein Kind, ein Neugeborenes im Stroh. Ich forsche weiter und entdecke am Bildrand eine Gruppe von Menschen, die sich nähert. Und obwohl sie schwer zu sehen sind, lässt doch ihre Körperhaltung erkennen: das Hin- und Hergerissene. Offenkundig eilen sie zu diesem Kind in der Hoffnung, hier gäbe es frohe Kunde für sie. Aber genauso offenkundig schließen sie nicht aus, stattdessen mit abschätzigen, gehässigen Worten bedacht zu werden. Das

kennen sie gut.

An der Wand gegenüber ein furchtbares Bild. Ein Sterbender, ein Gekreuzigter. Die Qual schreit dem Betrachter von der Leinwand entgegen. Das Gesicht schmerzverzerrt. Der Mund steht halb offen. Am schlimmsten die Augen. Einsamkeit, Angst, Verzweiflung. Und irgend etwas wie ein ungläubiges Staunen.

Mehr Bilder hat es nicht in dem Raum. Verweilen wir noch einen Moment, dann gehen wir weiter.

Im nächsten Raum hängen überraschenderweise gar keine Bilder, sondern Fotos. Ganz viele sind es, und wie im ersten Raum sind sie auf drei Wände verteilt. Als erstes fällt eine glitzernde Stadt ins Auge. Sonnenbeschienene Türme, die bis in den Himmel reichen. Kühne, Wirklichkeit gewordene Architektenträume. Im Vordergrund Meer, am Horizont Wüste. Wasser und Hitze scheint auch das Thema der übrigen Fotos an dieser Wand zu sein. Eine Stadt erkenne ich: Prato in der Toskana. Wie Spielzeuge eines Riesen sind Autos an einer Häuserwand zusammengeschoben.

Ich sehe Menschen auf Häuserdächern. Die Häuser scheinen mitten in einen See hinein gebaut. Ich sehe aufgerissene Erde. Von der Sonne zu Ziegelsteinen gebacken. Ich sehe Fotos verkohlter Wälder.

Ich blicke nach links. Fotos von Menschen, die sich blau-gelbe Fahnen auf die Wangen gemalt haben. Ausgebrannte Panzer. Häuser, von denen nur die Skelette noch stehen. Wenn überhaupt. Ich sehe – ich sehe weg. Ich will das nicht sehen.

Auf der Wand gegenüber fällt mir die Frau ins Auge, die gerade im Begriff ist, umarmt zu werden. Ein Bild voller Freude und Erleichterung. Aber die Augen der Frau erzählen auch von einer furchtbaren Angst, die noch lebendig ist. Im Hintergrund weht ein blauer Stern auf einer weisen Fahne. Die Fotos daneben: so vertraut, so schrecklich. Ich verlasse auch diesen Raum.

Ich komme in den nächsten – und ich traue meinen Augen kaum: all die Bilder und Fotos aus den ersten beiden Räumen hängen da noch einmal. Die Kuratoren der Ausstellung scheinen das für eine gute Idee gehalten zu haben.

Überrascht und zunächst etwas ratlos versuche ich mich zu orientieren. Ich erkenne vieles wieder. Und dann beginnen die Bilder zu reden.

Sie erzählen von einem frischen Grauen. Von einer Welt, die gezeichnet ist von enthemmter Gewalt, von einem Hass, gegen den kein Kraut gewachsen zu sein scheint. Sie erzählen von einer Welt am Abgrund. Von den Umweltkatastrophen, die immer größere Ausmaße annehmen und in kurzen Abständen immer mehr Opfer fordern.

Und sie erzählen von einem alten Leid. Von der Not einer einzelnen Familie, die zur Geburt des Kindes keinen anderen Platz finden kann als einen einsamen Stall. Von der Wehrlosigkeit eines Neugeborenen im Stroh.

Von einem grausamen Tod am Kreuz erzählen sie.

Und dann geschieht etwas Seltsames. Aus dem alten und dem neuen Klagen erwächst eine gemeinsame Stimme. Ein Ruf voller Sehnsucht. Ein Ruf nach Frieden, nach Heil. Nach Versöhnung. Das Sehnen erfüllt den ganzen Raum, und ich werde da mit hineingenommen. Ich spüre es im eigenen Herzen.

Da fällt mein Blick auf zwei Bilder, die ich bislang übersehen hatte. Ich weiß gar nicht, wie das möglich war, denn gerade das erste ist eigentlich gar nicht zu übersehen. Ein altes Bild, wie es früher an die Decken von Kirchen gemalt wurde. Groß und majestätisch: Gott, der Herr des Himmels und der Erde. Hineingemalt in einen prunkvollen Thron. Den haben Astronauten bislang nicht entdeckt bei ihren Flügen durch das All – aber ich will mir die Zuversicht nicht nehmen lassen, die in dieses Bild hineingemalt ist. Dass wir leben auf dieser Erde, das ist nicht einfach eine Laune des Zufalls oder der Natur. Wir sind hier, weil wir gewollt sind. Gewollt von einer guten Macht, die das Leben wollte und es auch heute will. Sollte diese Macht, die einen so langen Atem hat, nicht auch heute Leben bereit halten für die eigene Schöpfung? Auf einmal sind da Worte eines Propheten, wie eine Antwort auf das Sehnen: „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken für euch habe. Gedanken des Friedens, und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.“

Wie ein stiller Kommentar wirkt das letzte, bislang unbeachtete Bild. Da ist nicht viel drauf zu sehen. Ein Hügel im Morgenlicht, der Eingang zu einer Höhle, davor ein Stein, zur Seite gerollt, der die Höhle einmal verschlossen haben mag. Der Künstler hat mit wenigen Pinselstrichen ein Glück hineingemalt in dieses Werk, ein Strahlen.

Aus einem unerfindlichen Grund hängt das letzte Bild nun aber genau neben dem vom Kreuz. Hat es jemand umgehängt? Hat es sich selbst dort hin gehängt? Es ist nicht schöner geworden, seitdem wir es zuerst betrachtet haben. Die Schmerzen, die Einsamkeit, die Verzweiflung – das bleibt beim Betrachten nach wie vor schwer auszuhalten. Und die anderen Bilder, die aus der Ukraine und aus Israel, die sind auch nicht schöner geworden. Und wer weiß – vielleicht hängt in Ihrer eigenen inneren Ausstellung da noch das eine oder andere Bild daneben...

All diese Bilder sehen aus wie zuvor – aber es ist, als setze sie das Morgenlicht, das vom offenen Grab herüberstrahlt, selbst in ein anderes Licht. Ich kann sie jetzt ansehen, mich ihnen aussetzen. Sie haben etwas von ihrer Endgültigkeit verloren. Der Gedanke wird denkbar: auch dort kann Licht werden. Auch dort wird das Leben aufatmen können. Die Nacht ist vorgedrungen!

Liebe Gemeinde,

wir sind am Ende der Ausstellung angelangt. Im Anschluss an meine Predigt werden Chor und Bläser das singen: Die Nacht ist vorgedrungen. Das ist die Hoffnung, in der uns die Zeit des Advents bestärken will. Und wenn wir selbst dann im Anschluss ans Glaubensbekenntnis singen werden: „Wie soll ich dich empfangen?“, dann meine ich, eine Antwort auf diese Frage könnte lauten: gehen

wir achtsam mit den Bildern um, denen wir in uns Raum geben. Es sind so viele Bilder, denen wir tagtäglich ausgesetzt sind. Entkommen können wir ihnen nicht. Wegsehen sollen wir nicht. Aber wir müssen ihnen nicht die besten Plätze in unserer inneren Bildergalerie einräumen. Und wenn wir uns jetzt in den nächsten Wochen auf Weihnachten vorbereiten – dann ist das vielleicht nicht nur die Zeit, um Plätzchen zu backen und Geschenke zu besorgen, sondern wohl auch die, um in uns aufzuräumen und die Bilder, die, die sich vordrängen und die, die wir leicht übersehen, weil sie uns schon zu vertraut sind, wieder die Plätze einzuräumen, an die sie gehören, an denen sie uns gut tun.

Auf dass wir dann aus vollem Herzen mitsingen können, wenn der Johannes Epplein hier an der Orgel das „O du fröhliche“ mit dem Zirbelstern zum klingen bringt.

Amen